

Die Bereitschaft eines Autors zum Erleben und Erleiden

Zum 80. Geburtstag des Historikers Hermann Heimpel

„Es gibt Menschen, die sogar in ihren Worten und Ausdrücken etwas Eigenes haben, da doch Redensarten durch eine lange Mode so und nicht anders sind. Solche Menschen sind immer einer Aufmerksamkeit würdig; es gehört viel Selbstgefühl und Unabhängigkeit der Seele dazu, bis man so weit kommt.“ Ein Göttinger hat diese Beobachtung notiert, Georg Christoph Lichtenberg, und sie scheint für einen anderen Göttinger wie geschaffen, denn wer beginnt schon eine eher alltägliche Detailstudie über eine mittelalterliche Handschrift mit den Worten: „Nach der bewährten Regel, jeweils den Wein der Gegend zu trinken, in der man sich aufhält, schien es angemessen“ usw., um am Ende zu sagen: „Diese Handschrift gehört eigentlich nach Heidelberg. Diese Handschrift gehört eigentlich nach Speyer. Diese Handschrift gehört eigentlich nach Wien. Aber in der Geschichte gibt es kein ‚Eigentlich‘. Es gibt nur kleine Anlässe und große Ursachen. Die Handschrift liegt heute (an ihrem Ort), weil ein Gelehrter ein Buch nicht zurückgab, eine Bibliotheksordnung nicht einhielt — und weil es die Weltgeschichte so wollte.“ Das ist die Sprache Hermann Heimpels, Professor emeritus für mittelalterliche Geschichte in Göttingen, und diese Sätze sind nicht etwa einer Abhandlung des Vierzigers oder Fünfzigers entnommen, sondern einem kürzlich erschienenen Aufsatz des Gelehrten, der am heutigen Sonnabend achtzig wird.

Über ihn in einer Tageszeitung zu schreiben, wäre vor Jahren vielleicht einfacher gewesen; der Fachhistoriker, der geschichtlich Interessierte, der Gebildete, sie alle kannten ihn, mußten ihn kennen: den Herausgeber der „Großen Deutschen“, den Vorsitzenden der

Westdeutschen Rektorenkonferenz, den Vizepräsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, den von manchen ins Auge gefaßten Kandidaten für das Amt eines parteilosen Bundespräsidenten: „Er hätte jene Tradition origineller Geistigkeit fortsetzen können, die Theodor Heuss begründete“, hieß es damals in der F.A.Z., „schade, unendlich schade“. Als noch nicht, wie heute üblich, an der nächstgelegenen Universität studiert wurde, sondern der über die Ausbildung hinaus nach Bildung und geistiger Bereicherung strebende Schüler zum berühmten Lehrer zog, war kaum ein Katheder eines deutschen Geschichtsprofessors so umlagert wie der Hermann Heimpels. Es war jene Zeit, als ein englischer Beobachter des deutschen Universitätslebens schreiben konnte, es gebe zwei Formen glücklicher geistiger Existenz: die des mittelalterlichen Scholaren und die des deutschen Professors. Trotz allem Lehr-erfolg: Heimpel ließ sich zum frühestmöglichen Zeitpunkt 1966 emeritieren, um sich ganz den Aufgaben des 1956 wiederbegründeten Max-Planck-Instituts für Geschichte zu widmen, dessen erster Nachkriegsdirektor er war. Noch im Jahre seiner Emeritierung druckte Heimpel eine „Liebeserklärung an die deutsche Universität“, um wenig später den Zusammenbruch der Hochschule alten Stils erleben zu müssen: er, der sich in der Öffentlichkeit hartnäckig für eine Läuterung, aber auch für die Beibehaltung der Humboldtischen Universität eingesetzt hatte („im Kern gesund“), war tief getroffen von der Verunglimpfung des Hochschullehrers („Unter den Talaren...“) und sprach nun vom „unehrenhaften Beruf des Professors“.

Die Schaffensfreude des Emeritus hat stauenswerte Ausmaße, und das Stau-

nen ist um so berechtigter, als Heimpel unverhältnismäßig jung zu Erfolg und Ansehen kam. In Freiburg mit noch nicht einmal 23 Jahren promoviert und mit 26 habilitiert, mit 30 ordentlicher Professor, sodann in Leipzig, in Straßburg und seit 1946 in Göttingen. „Genies sterben jung“, hat Gottfried Benn verkündet, womit gemeint war, daß sie sich an ihrer Aufgabe aufrieben oder in ihrer Schaffenskraft nachließen. Auf der anderen Seite befand der über neunzig Jahre alt gewordene Ranke, ein Historiker müsse alt werden, um zu voller Einsicht und Leistung zu gelangen. Das eben ist das Erstaunliche: Hermann Heimpel hat in nicht nachlassender Frische und Leistungshöhe von Jugend an „durchgehalten“; hat „als Forscher von ebenso hoher fachlicher Kompetenz wie Originalität des Blicks und der Frage die Kenntnis und die Deutung der Geschichte des deutschen Mittelalters vertieft, in Wort und Schrift sein Nachdenken über Geschehenes und Geschichte ... auf eine unverwechselbare Weise mitgeteilt und einer breiten Öffentlichkeit nahegebracht.“ Das Zitat stammt aus dem Vorwort der ihm gewidmeten dreibändigen Festschrift von weit über zweitausend Seiten, schon vom Umfang her ungewöhnlich für den Inhaber eines Lehrstuhls für Geschichte an einer deutschen Universität.

Was Heimpel sagt und schreibt, hat häufig den Charme musischer Leichtigkeit. Was Wunder, könnte man sagen: Man spürt den passionierten Violinisten und Bratschisten, dem ein gutes Geschick Begabung und Sensibilität in die Wiege gelegt hat. „Die halbe Violine“ (1949) zeige es, jene Geschichte einer „Jugend in der Haupt- und Residenzstadt München“ in der Zeit um den Ersten Weltkrieg, vorgetragen in einer

unnachahmlichen packend-schwebenden Sprache, dicht am Geschehen und doch entfernt, privat-individuell und doch gemeingültig, würdig der Aufnahme des Autors in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und der Medaille „München leuchtet“. Aber man täusche sich nicht: Wie der Geigenspieler hart an sich arbeitet und sich jedes Jahr unerbittlich einer mehrwöchigen Quartettklausur unterwirft, so beruht seine Leistung und die sich häufig in Aperçus zeigende Souveränität als Historiker auf eisernem Fleiß und tiefem sachlichem Ernst.

Der Dissertation des jungen Heimpel über „Das Gewerbe im mittelalterlichen Regensburg“ wurde von einem griesgrämigen Großordinarius damaliger Tage (1928) Gründlichkeit und Zuverlässigkeit bescheinigt, und mit dem Rückhalt an hart erarbeiteten Texteditionen sind in der Folgezeit Bücher und Beiträge entstanden: über den zaghaften Reformator Dietrich von Nieheim etwa, über Alexander von Roes, die Reformatio Sigismundi oder die Darstellungen des Spätmittelalters voll prallen Lebens. Heimpel kennt keinen Unterschied zwischen bauendem König und karrendem Knecht, und es hat etwas Erbarmungswürdiges, wie hier ein verständlicherweise nach Fortführung und Abschluß eigener Arbeiten trachtender Gelehrter sich abraackert an Gemeinschaftsaufgaben, an der „Bibliographie zur deutschen Geschichte (Dahlmann-Waitz)“, an der Förderung der „Staatschriften des späteren Mittelalters“ und bis vor wenigen Jahren noch an den älteren Reichstagsakten.

Was macht Heimpels Ausführungen so überzeugend und eingängig? Es ist nicht die kunstvolle Darbietung allein, die Direktheit und Bildhaftigkeit der Sprache: es ist die spürbare Bereit-

schaft des Autors zum Erleben und zum Erleiden, die fremde und die eigene Betroffenheit zu identifizieren, „den Menschen in seiner Gegenwart“ zu begreifen (wie einer seiner Essays überschrieben ist, der gleichzeitig den Titel einer Sammlung abgab). Von daher kommt die Aussagekraft seiner Orientierungen: „Europa und seine mittelalterliche Grundlegung“, „Kapitulation vor der Geschichte?“, „Über Geschichte und Geschichtswissenschaft in unserer Zeit“, um einige zu nennen. In der Betroffenheit des einzelnen wird Wesentliches deutlich, mag es ein Mensch, ein Ereignis oder eine Eigentümlichkeit sein: an dem burgundischen Landvogt Peter von Hagenbach, der nach dem Aufstand 1474 zur Rechenschaft gezogen und hingerichtet wurde, der politisch motivierte Prozeß (ein Verteidiger im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß bediente sich dieses Falls); an dem Angelgerät der „Federschur“ die rechtliche Eingeschnürtheit der spätmittelalterlichen Bauern, deren Existenznot sich schließlich in blutiger Rebellion entlud; an dem Pfauengedicht eines Kölner Kanonikers die Weltsticht und heilsgeschichtliche Erwartung eines reichsbewußten Geistlichen des 13. Jahrhunderts: Mundus in gutta, in einem Wassertropfen spiegelt sich die Welt. Nicht gerade weit entfernt von solcher Absicht dürften sich andere Historiker bewegen, und dennoch ist Heimpels Stimme unverkennbar. Ihm zuzuhören, der keine Schule bildete, wohl aber viele Schüler fand, macht einfach Spaß. Wie sagte Marc Bloch? „Selbst wenn die Geschichte zu nichts anderem zu gebrauchen wäre, eines muß man ihr sehr zugute halten: Sie ist unterhaltsam.“ Heimpel beweist es: „Und jedermann erwartet sich ein Fest.“

HORST FUHRMANN